

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Martin Collin, ein Frühvollendet [Schluss]
Autor: Baur, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575813>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Spiel von Hallwyl. Itas Glück. Phot. Ghiss & Co., Aarau.

Stammtiszes — gerade um seiner Abgelegenheit und Stille willen. So die Grafen von Hallwyl.

Das Land, worüber sie einst gewaltet, das idyllische Seetal, hat endlich auch seine Stunde erlebt. Es verdankt seine Auferstehung im Katalog unserer landschaftlichen Schönheiten der großen Propaganda für Fürthys und bald auch Helvetiens ideale Güter, dem rührigen Lesezirkel Hottingen.

Im letzten Sommer hat den literarischen Klub des Lesezirkels auf dem Eichberg bei Seengen seine Reconnoissierung mit großer Genugtuung erfüllt. Dies Jahr hat sich die Mutter, die in der Reisenden des Aargaus bereits auch eine Tochter ins Leben geweckt, mit dieser Tochter verbunden zu einer Herbstfahrt ins liebliche Gelände der Aa. Gegen ein halb Tausend Pilger mögen es gewesen sein, die dem Spiel und Picknick im alten zerfallenden Wasserschloß Hallwyl, dem Rundgang auf der Lenzburg und dem Mahl und dem Reigen und der bengalisch-phantastischen Verklärung der glorreichen Zinnen beigewohnt haben.

Die Aarauer literarische Gesellschaft befand sich in rührender Dankbarkeit als Hottingens Tochter. Sie hat aber den Tag mit einer Leistung bestritten, daß man sich füglich fragen kann, ob nicht am Ende die Tochter schon, Michelangelo Statuen gleich, die er nur aus dem Stein herauszufinden behauptete, im Material oder besser „Personal“ bereits vorhanden gewesen und von der Bauherrengesellschaft aus Hottingen lediglich geweckt zu werden brauchte. Der geistige Märchenprinz hat schon so manches Dornröschchen aus dem Schlafe gezaubert.

Die Geschichte vom Ring von Hallwyl, vom Kreuzritter, der mit seines Vaters Ringeshälfte nach langen Jahren heimkehrend das Schloß durch falschen Ring an falsche Erben, die gierigen Mönche, gefallen findet und mit seinem Schwert im Gottesurteil zurückgewinnen muß, ist vom Dichter Max Widmann zu einem farbig lebenden Spiel gestaltet und vor allem mit der dramatisch unentbehrlichen Rothenanne einer Herzengeschichte, mit edler Frauenrolle bereichert worden. Die Braut,

die verlassen, vereinsamt und bedrängt, sein Recht laut erhält, die ist eine Schöpfung unserer Pilgerfahrt. Man mag sich über die Logik der Jahre und die Achtung vor der überliefernten Form der Sage Spleen machen soviel man will, wenn man diese Itta von Landenberg in ihrem Leid und ihrem Glück gesehen und geschaخت hat, so denkt man und freut man sich nur des einen: welch reicher Zauber doch in einem solchen Kleinod wie das sagenumspinnende Hallwyl lebt, das die alte lebendige Kraft seiner entzückmerten Vergangenheit in soviel späteren Geschlechtern der Schönheit dienen und in seinem Frauenspiel Gestalt und Segen und Weihe gewinnen läßt. An diesem Tag fand sich wie selten das triumphierende Wort bestätigt, daß „neues Leben blüht aus den Ruinen“. Die Darstellerin der Itta war Fräulein Paula Reinmann, am Hoftheater in Altenburg. Wir werden von der jungen Aarauerin bald mehr zu hören bekommen. E. Z.

Martin Collin, ein Frühvossendeter.

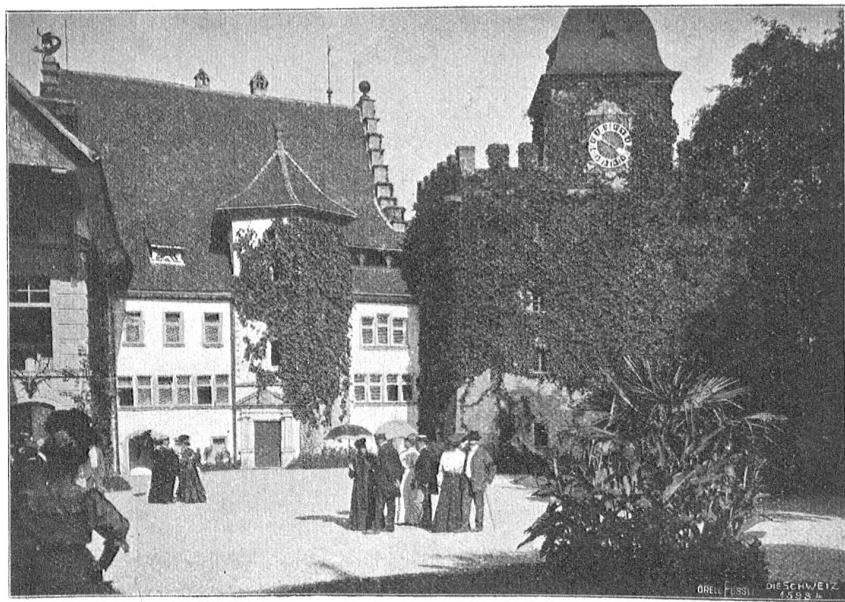
Mit zwei Bildnissen.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Reisejahre.

Nun glaube der Leser ja nicht — wir müssen gegen lauter Vorurteile ankämpfen! — daß Martin Collin in einem öden Virtuosentum seine Aufgabe für erschöpft hielt. Wohl spielte er Paganini, wohl nahm er auch Stücke wie „Des Sommers letzte Rose“, von Grün paraphrasiert, auf sein Programm; denn er wollte wirklich zeigen, was für halsbrecherische Sachen man von einem durchgebildeten Geiger verlangen dürfe, verlangen müsse. Aber bei all seiner Verehrung für den Geigerkönig, daheim war er erst, wenn er sich in die Welt der Klav-



Im Hof von Schloß Lenzburg (Phot. Joh. Meiner, Zürich).

siker, besonders in Beethovens Wunder versenken konnte. Man muß ihm das bekannte Vierghetto aus dem Violinkonzert des Titanen mit dem Kinderherzen haben spielen hören, um eine Ahnung davon zu haben, mit welcher Hingabe er diesen Meister studiert hat.

Seiner Schwärmerei für Beethovens Violinquartette folgend, gründete er sein Collin-Quartett, das 1902 und 1904 in Bayern und in der Schweiz mit großtem Erfolg konzertierte. Die Idee dazu ging von dem Stuttgarter Studienfreund Alfred Weckherlin (Viola) aus, der Richard Heberlin (II. Violine), Alois Rieger (Cello) und Martin als Prinzipal zu einer Tournee ermutigte. Die Presse war darin einig, daß die Faktoren für ein vollendetes Zusammenspielen, „reine und bestimmte Ausprägung des Tons, keine lückenlose Steigerung oder Abnahme der Tonstärke, verständnisvolles, auf eingehendem Studium beruhendes Ensemble, endlich als äußere Zutat elegante Haltung und Bogenführung“ vorhanden waren. Aus Alarau klingt's: „Der Kritikus muß seine Waffen strecken!“ Und der bekannte Musikschriftsteller Niggli schrieb: „Vor einigen Jahren hörte ich das E-moll-Quartett von Smetana aus meinem Leben vom böhmischen Streichquartett und wurde im Innersten davon ergriffen. Aber der Eindruck, den ich durch die leidenschaftlich feurige und feelenvolle Interpretation des Collin-Quartetts erhielt, ging nicht weniger tief.“ Damit konnten diese jungen Leute wahrhaftig zufrieden sein!

Martin war inzwischen zwanzig Jahre alt geworden. Es war nun zu erwarten, daß sich die auferlegten Opfer reichlich bezahlt würden. Und gewiß — an Erfolg hat es nicht gefehlt. Preßstimmen aus Stuttgart, wo er im Abonnementskonzert mitwirkte, aus Nürnberg, wo er ebenfalls in den Symphoniekonzerten engagiert war, aus Berlin, wo er sich in einem eigenen Konzert vorstelle, aus Zürich, Chur, Luzern, ungezählten kleineren Musikstätten, besonders auch in der weiten Schweiz, wissen sich über das Können Martins gar nicht zu fassen. Eine Neuzeitung der „Basler Zeitung“ ganz besonders wurde bereitwillig von vielen Berichterstattern kopiert: „Martin Collin erscheint uns trotz seiner Jugendlichkeit als ein Zeuge einer vergangenen Epoche. Für ihn gibt es keine unerreichbaren technischen Schwierigkeiten, die Technik der klassischen wie der neuen Violinliteratur ist ihm geläufig, wie auch diejenige zeitgenössischer Virtuosen-Komponisten. Wenn Liszt einst von Gregorovius als Klavier-Kentauren bezeichnet wurde, um damit seine Verwachsenheit mit dem Instrument anzudeuten, so möchten wir Collin als den ganz zur Geige Gewordenen benennen.“

„Wie in süßem Banne lauschten die Zuhörer.“ Auch diese Beobachtung findet sich überall. Und was der Vater schreibt, ist ganz richtig: „Was man sonst nur im Theater und bei Trauerfällen erlebt, daß die Zuhörer gerührt sind und weinen, habe ich bei Martins Vortrag entsprechender Stücke oft erlebt. Freunde Musikdirektoren, die ihn akkompagnierten, erzählten mir oft davon.“ Es war keine Seltenheit, daß wie im „Vaterland“ ein Berehrer lange Feuilletons über sein Spiel schrieb (Motto: „Süßer Wohlstand schlaf in der Saiten Gold“). Und die Dichterin Isabelle Kaiser widmete ihm nach einem Konzert ein Gedicht voll Schwung und Schönheit.

Auch als er mit der ihm am nächsten befreundeten Familie des Basler Organisten Breil Konzertreisen machte, fehlte ihm der ideelle Erfolg nie. Und wenn einmal sel tenerweise das Lokal halb leer war, so wurde jeder der Anwesenden zu einem begeisterten Verkünder seiner edlen Kunst.

Kunstansicht und Seelenleben.

Der junge, für alles geistige Leben aufgeschlossene Virtuose hatte über seinen Beruf ernst und streng nachgedacht. Er las viel, mit Vorliebe Biographien und Nachklänge großer musikalischer Vorbilder. Paganinis Wunderleben faszinierte ihn jahrelang, und am liebsten wäre er, den Träumen seiner Knabenjahre folgend, ein fahrender Schüler Frau Gaetrias geworden, der überall, wo er jangesprohe Menschen traf, seine goldenen Gaben mit reichen Händen unter sie geworfen hätte. Wie der Mattenfänger von Hameln hätte er sich am liebsten auf die Tüchcke irgend eines Wirtshauses gesetzt und drauflos gegeigt, gejubelt und geschluchtzt, was nur die Saiten halten mochten! Wenn man ihm dafür nur ein Obdach und einen frischen Trunk gewährte — auf Klingenden Lohn hätte er gern verzichtet! Herzen gewinnen, Seelen bezaubern, Gemüter röhren, das und

nichts anderes wollte er. Und dann, das Bewußtsein, daß, so oft er käme, die Menschen jubelten: „Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Der aber hebt schweigend die Fiedel zur Brust:
Halb brütend, halb geigend, des Volks unbewußt.
Leis flüsternd strömt Feuer um Saiten und Hand,
Der Heini von Steier ist wieder im Land . . .

Man sage mir, was man will, wenn ein Geiger dieses wilden Blutes nicht einen Tropfen hat, wenn nicht jung Volkers Adel ihn geweckt hat, so ist er bei aller technischen Vollendung ein Sümpfer. Dieses romantische Del, mit dem Collins Sterne gesalbt war, versetzte die erschütterten Hörer mit einem Schlag ins blaue Wunderland der Poësie. „Da spielt nicht nur Hand und Finger, da zittert das Innere mit. Da quillt aus dem tiefsten Grunde der heilige Donstrom. Da jaucht das Nachtgallenlied aus reinster Kehle, dem man es anspürt, daß es aus Wunden und Qualen heraus geboren ist!“

So war es ihm denn in der Seele zuwider, die Musik als musikalische Geometrie aufzufassen, wie er sich ausdrückte. Die Seelenkinder des unterbliebenen Meisters mit dem Metronom nachzuprüfen, kühl bis ans Herz hinan, geistreiche mathematische Rechenexempel mit ihnen anzustellen, das hätte er geradezu. Wohl hatte er gelernt, die Glut des Gefühls durch den alles beherrschenden Gedanken und Willen zu zügeln. Aber das letzte Wort bei der Wiedergabe der Werke hatte für ihn nicht der berechnende, nach Augenblickserfolg haschende Verstand, sondern nur das Herz mit seinem reichen Innenleben. So wollte er die klassiker verstanden und interpretiert wissen, und so wußte er altbekannte Stücke neues Leben einzuhauen.

Es war die denkbar glücklichste Verbindung von elementarer Seelenleidenschaft, gewissenhafter Pflichterfüllung, klarer Einsicht und verklärter Lyrik in ihm. So war er denn der wirkelnden Wit der Gardastänze so gewachsen wie dem elegischen Liebesgesang eines deutschen Genüts. Eine ganze Welt von Stimmungen hatte in dieser kleinen, schweratmenden Brust Raum. Nicht umsonst war Heinrich Heine sein Lieblingsdichter. Der Schatz war hier und dort in irdem Gefäß geborgen.

Seine Lieblingschriftsteller waren Shakespeare, Schopenhauer, und Rosegggers „Ewiges Licht“ konnte er nicht oft genug lesen. Von Freundenhand besaß er den Roman „Martin, der Mann“, dem die jetzt so rührend klingende Widmung vorgesetzt ist: „Der Tod ist ein Glück, so tief, daß es nur in begnadeten Augenblicken zu ermessen ist! Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch hoffnungslos auf die Ringmauern der äußern Verhältnisse, bis der Tod kommt und ihn zur Heimkehr und Freiheit ruft.“

Wo er ein mystisches Bedürfnis fand, da berührte es ihn mit verwandtem Flügelschlag. Am liebsten versenkte er sich auch in Märchedichtungen. Andersen schätzte er über alles. Und mit einem reizenden Kinderlied, das er der „Woch“ zu einer ausgeschriebenen Konkurrenz einbande, trug er den Preis davon. Noch auf seinem letzten Schmerzenslager schrieb er sich ein Gedicht Ludwig Lessens auf Andersen ab, das mit den Versen schließt:

Und was da wird und was gewesen,
Die Wirklichkeit zerfließt, zerrißt.
Kann ich in deinen Märchen lesen,
Dann bin, wie einst, ich wieder Kind.

Charakter und Leiden.

Hier geben wir zuerst seinem Vater das Wort: „Der Charakter Martins war der denkbar edelste. Er war der bravste Sohn, den Eltern sich nur wünschen können. Die Unabhängigkeit an Eltern und Geschwister war rührend. Hatte er auf der Reise ein größeres Honorar gelegentlich eines Engagements erhalten, so war sein erstes, der Mutter telegraphisch Geld zu schicken (wenn es auch nicht gerade nötig war); aber die Sorge, es könnte zu Hause an etwas fehlen, ließ ihm keine Ruhe. Gab er reisend eigene Konzerte auf eigenes Risiko und die Einnahme war nicht nach Wunsch, so aß und trank er kaum, sondern schickte auch sofort den kleinsten Überbruch nach Hause. Er war ein edler Mensch, und wie er war, so spiegelte er auch; denn in seinem Spiel spiegelte sich seine Seele.“

Dieser Bericht ist durch die Aussagen aller Freunde bestätigt, die ihn kannten. Er lebte so eingezogen, daß man ihn fast mit Gewalt zu Spaziergängen vom Leben weg zwingen mußte. Nirgends fühlte er sich so wohl als daheim bei den

Seinen. Seine jüngern Geschwister, zwei Knaben und ein Mädchen, waren ihm ans Herz gewachsen, das Spiel mit ihnen seine einzige Erholung. Eine Selbstlosigkeit und kindliche Dankbarkeit erfüllte ihn, die ihn vor den meisten seiner Altersgenossen auszeichnete. Sich längere Zeit von den Seinen zu trennen, war ihm schrecklich, jedes Wiedersehen ein Fest. Seine in Philadelphia lebende Großmutter verehrte er, und sie liebte ihn derart, daß man es bis heute nicht gewagt hat, ihr den Tod des hoffnungsvollen Enkels mitzuteilen. Seine Freunde hatten an ihm einen treuen Genossen, teilnehmenden Berater und, so weit es ihm möglich war, aufopfernden Bruder. Mit einem Wort, er war als Mensch vielleicht noch größer und reiner denn als Künstler. Das rein menschliche Interesse mußte die Menschen für ihn gewinnen.

Und dennoch hat er so unverdient schwer leiden müssen. Er war für diese Zeit zu gut. Eine innerliche Natur wie die seine konnte sich in dem rücksichtslosen Konkurrenzkampf des Virtuosentums, wie er heute über die Podien der Konzertäle tob, keinen Platz an der Sonne erringen. Es fehlte ihm wohl auch die kriegerische Art, die es versteht, die maßgebenden Persönlichkeiten für sich zu gewinnen. Er verstand die Kunst des Autichambrierens zu wenig.

Er war ein musikalischer Lyriker. Und so wenig wie unsere Zeit Gedichte liest, so wenig gilt ihr ein seelenvoller Künstler, der nichts als sich selbst auf seinen Saiten singt. Der körperlich kleine, früh schon kränkliche und zartgebaut Mann wurde von der grenzenlosen Hingabe an sein Spiel ganz aufgezehrt. Der Eifer um seine Kunst durchglühte ihn und fraß seine Kraft wie der Funke den Kohlenfaden im Lichtkörper einer elektrischen Birne.

Bor zwei Jahren stellte sich bei ihm ein leichtes Hüsteln ein, dem er keine Beachtung schenken wollte. Seit seiner Quartettreise verschlimmerte sich das Lebel. Aber er war nicht dazu zu bringen, sich von einem Spezialisten für Halskrankheiten untersuchen zu lassen. Edle Freunde baten ihn, mit dem Leben auszuzeichen. Das tat er bei der finanziell schwierigen Lage der heizgeliebten Eltern erst recht nicht.

Der Vater, der sieben Jahre die Stelle eines zweiten Kapellmeisters am Stadttheater in Basel bekleidet hatte, gab diese kurz vor dem Brand des Theaters auf und trat mit einer reisenden Schauspielertruppe, deren bedeutende Kräfte angehörten, eine Reise nach Holland und Russland an. In Amsterdam löste sie sich auf, da bei den revolutionären Zuständen im Moskowiterland eine Fortsetzung der Tournee erfolglos schien. Nun war der Vater Martinsstellenlos. Trotz aller Bemühung um eine andere Beamtigung war mitten im Winter nichts zu verdienen. Martin hatte selber fast kein Engagement, und die bittre Not stieg von Tag zu Tag. Wie konnte er da sich schonen?

Es war die Zeit, da der Verfasser dieses Nachrufs Martin Collin kennen lernte. Seine Anstrengungen, ihm neue Einkünfte, Anstellung als Lehrer, Engagement zu verschaffen, stießen auf unerwartete Hindernisse. Denn auf unerklärliche Weise hatte sich um die Person des Künstlers ein völlig ungerechter Mythos gebildet, der bei der Leichtgläubigkeit des Publikums skrupellos kolportiert wurde und ihn von alter Hilfe gänzlich isolierte. „Er sei leichtfertig, arbeitscheu, lieberlich, seine Technik sei durch dass viele Reisen verpfuscht, er sei mit einem Wort der Typus eines allmählich degenerierenden Wunderkindes!“ Lauter völlig aus der Lust gegriffene Behauptungen!

Was Mitzug, was Unkenntnis, was Verallgemeinerung von Künstlerleben dazu beigetragen hatte, das lassen wir hier dahingestellt. Jedenfalls hatte hier die geschäftige Fama wieder einmal ein Unheil angerichtet, wie es tragischer wohl kaum gedacht werden kann. Es kam soweit, daß die Gläubiger das Eintrittsgeld vor dem Beginn des Konzerts mit Beiflag belegten. Es kam soweit... Doch was soll hier das ganze graue Elend analysiert werden, das eine Künstlerseele edelsten Gehalts langsam zerrieb! Wenn dies Schicksal leichtgläubige Menschen nur auch eingemahnen kuriert, so ist es nicht umsonst so manhaft getragen worden.

Eine große Freude konnte dem Armen noch gemacht werden. Einige großherzige Künstler taten sich zusammen, um mit ihm Sonntag den 27. Mai 1906 an einem wunderbaren Frühlingsabend in der Kleinbasler Matthäuskirche ein Konzert zu veranstalten. Er trug die musikalischen Hauptkosten des Abends, der uns unvergeßlich sein wird. Er spielte die geliebte Giaccona von Bach, Louré und Mir desselben Meisters, die Tartinionate mit dem Teufelstriller und das Larghetto aus Beethovens Violinsonate. Und wie spielte er das! Wie durchgefeist sein



Martin Collin (1882–1906).

liebes Angesicht! Wie reich an Ton, wie heiligfüß, wie fromm sein Gesang! Es war sein letztes Konzert.

Vollendung.

Die Kritik hatte diesen Schwanengesang begeistert begrüßt und die Bevölkerung gebeten, an diesem großen Geiger Verstümmelungen nachzuholen. „Ghe es zu spät ist,“ hatte sie beigelegt.

Und es war zu spät. Wenige Wochen nachher konsultierte der völlig Erschöpfte Professor Egger in Basel. Ein schweres Lungeneleiden wurde konstatiiert. Ursache: Unterernährung. In Todtnau im Schwarzwald sollte er vorerst einigermaßen geheiligt werden. Es war ihm gestattet, täglich eine halbe Stunde zu spielen. Vor seinem Fenster sammelte sich Klein und Groß und lauschte andächtig den wundersamen Tönen. Bauernvolk hat ihn zuletzt gehört.

Der Vater konnte von neuen Aufträgen berichten. Die großen Kuranstalten der Schweiz, die ihn oft bestellt hatten, schrieben; deutsche Konzertgesellschaften engagierten ihn für den Winter. Freitag den 13. Juli wollte der Vater ihn besuchen, freudig bewegt über guten Bericht, den der Sohn ihm gesandt. Er traf ihn zu seinem Schrein im Bette an, schwer atmend, leuchend. Aber sein Herz war guter Dinge. „Wir reisen, Vater! Wenigstens drei Konzerte lasß mich geben! Dann sind wir aus dem Gröbsten heraus!“

Der Vater wehrte ihm ab und suchte ihn zu beruhigen. Nach vier Uhr aber sprang Martin aus dem Bett, um sich auf dem Sofa anzuziehen. Plötzlich fiel er, wie von einer Angel mittens ins Herz geschossen, zurück — und entseelt dem Vater in die Arme.

Übergehen wir die Szenen, die diesem erschütternden Ende folgten. Am 15. Juli wurde Martin Collin, einer der Besten seiner Künstlergenossen, im lieblichen Dorf am Fuß des Feldbergs begraben. Bauernvolk hat ihn begleitet, und manche Träne einfacher Leute floß auf das Grab, das soviel echtes Gold für immer bedeckte.

„Glänzende Ausichten hatte mein Sohn. Keicher Vohn war ihm verheißen. Die kommende Konzertaison hätte ihm Bahn gebrochen. ... Es könnte nicht fehlen!“ So schreibt Vater Collin. — Gott hat ihm andere Bahn gebrochen. Und wir stehen stumm still, den lichten Stern beschauend, der in die ewige Himmelstiefe taucht — — —

Der Wandbecker Vate Claudius, als ihm sein Kind starb, tröstete sich so:

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art.

Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suchte hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Hans Baur, Basel.

